

*DeWolke*

# Die Geschichte des Josef K. - eine Ahnung des Kommenden

Gedanken zur DDR-Erstaufführung „Der Prozeß“ nach Franz Kafka von Peter Weiss im Großen Haus des Rostocker Volkstheaters

Josef K. wacht auf wie Gregor Samsa, der über Nacht zum Ungeziefer wurde: Alles hat sich zum Schlechten verändert. Frau Grubach, die Pensionswirtin, bringt das Frühstück nicht ans Bett, zu seinen Häupten stehen zwei Gleichgekleidete, Unbekannte, Franz nennt sich der eine, der dickere heißt Willem, und sie fasseln von Verhaftung, Anklage, Prozeß. Josef K. fürchtet sich erst schnell einmal, ehe er das Ganze für einen Scherz erklärt, von Kollegen arrangiert zu seinem 30. Geburtstag. Aber dann folgt er den Anweisungen der beiden doch. Josef K. gilt als Wer, wir können es noch er-messen an dem demütigen Respekt der Wirtin, am langwährenden Wohlwollen des Direktor-Stellvertreters und des Chefs der Bank, in der K. als Prokurist arbeitet, an der Wertschätzung, mit der ihn Staatsanwalt Hasterer und der Fabrikant, ein Klient, bedenken. Auch wenn er zittert, bittet, aufheult und wütend schäumt, wenn er Kopfschmerzen vor-schützt und grübelnd Zeit vertut, noch ist er kein Niemand. Aber der Prozeß einer Persönlichkeitsdemontage ist in vollem Gange. An seinem Ende steht K.'s unwürdiger Tod.

★  
An die DDR-Erstaufführung des Schauspiels „Der Prozeß“ von Peter Weiss nach Franz Kafkas fragmentari-schem Roman knüpfen sich hochge-spannte Erwartungen. Ihnen gerecht zu werden, hat das Rostocker Volkstheater künstlerische, wissen-schaftliche sowie Bühnentechnische Potenzen und, man kann sagen, das gesamte Schauspielensemble mo-bilisiert. Das Ergebnis war einer der wirklich großen Theaterabende dieser Spielzeit. Und doch wirkte die Auf-führung, verglichen mit früheren Weiss-Inszenierungen, und wir sehen seit der denkwürdigen „Marat“-Einstudierung immerhin sieben, eigenartig gezügelt. Es mangelt nicht an Aktionen, nicht an emotionalen Ausbrüchen des Franz K. in Gestalt Siegfried Kellermanns, nicht an grellen Schlaglichtern, die die dunkel gehaltene Szenerie aufreißen (die Prü-gler-Episode, die Gewalt-Szenen zwischen der Frau des Gerichtsdieners und dem Studenten, die Rachevision des Gerichts-dieners, der hündische Auftritt des An-geklagten Block, die Zeitungslektüre des Hauptmanns und seine Turnübungen mit K.). Doch das schattige Schwarz-

braun der Möbel, das Schwarz der An-züge und Ueberöcke, der Zylinder, Schirme und Handschuhe gab auch at-moshärisch den Grundton der Inszenie-rung an, sie wirkte verhalten in Figuren-zeichnung und Tempo.

Dieser Eindruck mag mehrere Gründe haben. Peter Weiss benutzte nicht Kafkas Vorlage, um in der Bühnenumset-zung eigene Intentionen zu verwirkli-chen, sondern stellte sein ganzes Kön-nen in den Dienst des Prager Dichters, um den Lektürestoff möglichst vollstän-dig und unbeschädigt ins optisch Erleb-bare zu transponieren. Er unternahm das ohne billig aktualisierende Anklän-ge an Zeitströmen, aber mit durchaus kritischer Distanz und dem Wissen des-sen, der Kafkas Situation wie seine An-sichten eine Zeitlang teilte, sie aber zu-

gunsten sozialistischer Positionen über-wand. Weiss bringt, wie Manfred Haiduk im Programmheft schreibt, „das Reale des Unbestimmten des Kafkaschen Wer-kes behutsam zur Sprache“. Behutsam, aber konsequent. Der promovierte Jurist Franz Kafka hatte als Mitarbeiter der böhmischen Arbeiter-Unfall-Versiche-rung durchaus Einblick in die Lage der arbeitenden Klasse, wenn ihm auch Ein-sichten, wie diese zu verändern sei, ver-sperrt blieben. Kafka schrieb seinen „Prozeß“ 1914/15, die Ahnung des Kom-menden ist in die Dramatisierung auf-genommen, der Prozeß, der Josef K. gemacht wird, beginnt mit Ausbruch des Balkankrieges und endet in den Tagen, als die Schüsse von Sarajewo den Ka-nonendonner des Weltkrieges vorweg-nahmen. Das Requiemhafte, das die

düsteren Farben und das dominierende Schwarz, das der gemessene Hand-lungsgang, die aufflackernden Kerzen und blinkenden Lämplein, das gelegent-liche Orgelmusik dem Bühnengeschehen verleiht, hat mehrfache Ursache. Der Krieg wird die österreichisch-ungarische Habsburger Monarchie zu Grabe tragen, am Ende des Stücks stirbt Josef K., wie die Helden der alten Tragödien, seinen leiblichen Tod, und seine Tragödie ist die Unkenntnis seiner wirklichen Lage wie die Verknennung seiner Möglichkei-ten.

Josef K. will ein „ordentliches“, kein fehlerhaftes Verfahren, er will zu den höchsten Richtern in Beziehung treten, obschon auch die niederen Beamten des ominösen Gerichts keinen Zweifel daran lassen, daß ihnen nichts an ihm persö-nlich, schon gar nichts an seiner Persö-nlichkeit liegt. Josef K. lebt einen bürger-lich geregelten Alltag, der Bankprokurist gilt als einflußreich, er ist ein hoffnungs-voller junger Mann. Auf sein Rechtswis-sen, die Kenntnis advokatischer Winkel-züge und seine selbstsichere Rhetorik hält sich K. viel zugute. Aus Augen-blicksläunen heraus begegnet er Frauen nie ohne besitzergreifende Brutalität, die beunruhigten kleinen Sparer auf den Korridoren und in den Vorzimmern der Bank läßt er teilnahmslos warten, die aus ihren Behausungen Exmittierten, die der Bank die Miete schuldeten, wedelt er sich aus dem Weg, die lä-stigen Besuche bei der Mutter unterließ er, er schämt sich des Onkels vom Lan-de, seines Vormunds, in der Darstellung Karl-Heinz Fischers auch wirklich ein al-berner Wicht. Nach dem Buchstaben des Gesetzes liegt gegen K. und seine kleinbürgerliche Existenzweise in einer niedergehenden Bürgerwelt mit ihrer doppelten Moral und ihren unauflösli-chen Widersprüchen nichts vor. K. zahlt seine Steuern, tut seine Arbeit, achtet die Ordnung und kennt die Gesetze. Die Spielregeln auch. Seine Schuld sind Unterlassungssünden, sittlich zu verur-teilen allenfalls. Das Gericht der Dach-böden, dieser pervertierte Apparat, ist nicht Gegenpol zur scheinheiligen Bür-gerwelt, seine Prinzipien sind nicht Alter-native zum bürgerlichen Alltag. Diese verkommene, doch präzise tötende Ma-schinerie mit dem Anspruch einer un-fehlbaren Instanz ist – ganz im Gegen-teil – nur die Kehrseite derselben Me-

daille. Rettung erwüchse Josef K. nur jenseits seiner geregelten Welt, bei dem Volk in den Vorstädten, von wo – am Bühnenhintergrund optisch sichtbar – manchmal das frühe Licht des neuen Tages in die Alpträume, Angstphasen, Zwangsvorstellungen Josef K.'s hinein-leuchtet.

★  
Ein Gefüge aus aufstrebenden Leitern (bei entsprechenden Aktionen haben sie die Funktion von hölzernen Schraub-stöcken einer mittelalterlich anmutenden Halsgerichtsbarkeit) und querlaufenden Gängen schließt die Szenerie zum Büh-nenhintergrund hin ab. Hier ist pausen-los Volks unterwegs. Die Gerüste erin-nern, gewiß nicht zufällig, an die Met-alkonstruktion, die die Szene in der „Ermittlung“ beherrschte. Neben den sozialökonomischen Ursachen und einer gesellschaftspolitischen Situation, die den Herrschenden keine Wahl ließ, er-möglichte auch das willenlose, sittlich entwurzelte Kleinbürgertum, das sich ge-brauchen, das sich mißbrauchen ließ, ganz wie es die Herrschenden benötig-ten, die zwölfjährige faschistische Nacht und nazistische Untaten.

Im Bühnenvordergrund bleibt die gan-ze Zeit Josef K.'s Zimmer aufgebaut als Symbol seiner Umwelt und Käfig seiner Vorurteile und Gesichte. Eigentlich mo-nologisiert dieser Josef K., und wir be-kommen lediglich die Spukgestalten sei-ner Angstträume zu sehen. Die Rolle des Prokuristen bietet Siegfried Keller-mann alle Möglichkeiten nuancenrei-chen Spiels, und er nutzt sie mit allen seinen Fähigkeiten zu einer großen, ge-schlossenen Darstellung. Eingangs, in den ersten Bankenszenen, könnte er noch selbstbewußter, überlegener agieren, um die zunehmende Zerstreutheit und Pflichtvergessenheit um so augenfälliger zu machen; aber das mag nebensächlich sein. Die anderen Rollen für mehr als 40 Darsteller und Statisten lassen den Schauspielern kaum Chancen zur Ent-faltung, doch stellen etliche von ihnen, ganz nach Größe des Parts, nach schau-spielerischer Intensität oder persönlicher Ausstrahlung, Charaktere in Ansätzen oder wenigstens Typen auf die Bühne.

Warum die Gehilfen des illegalen Ge-richts, die als Bankangestellte Josef K.'s Untergebene sind, so uniform im Ver-halten auftreten müssen und von An-fang an nichts als dreist und hämisch sind, warum Heide Gebauers Fräulein Montag ihre Sätze skandierend herbe-ten muß, mag mir bei einem zweiten oder dritten Besuch aufgehen, aber das sind auch Nebensächlichkeiten. Manche Gänge und Gesten gingen ins Leere, es gab retardierende Momente, unnötige Pausen.

Insgesamt aber stellte uns Hans An-selm Perten das jüngste Stück von Peter Weiss in einer überzeugenden Lesart und einer geschlossenen Ensemblelei-stung vor. K.'s Gedankenwelt bildhaft vorzuführen, seine Umgebung mit seinen Augen zu sehen, zugleich aber die Feh-ler dieser Sicht einsehbar zu machen, darin mag die Schwierigkeit dieser In-szenierung bestanden haben. Hans An-selm Perten, der bisher alle in Rostock gespielten Weiss-Stücke kongenial um-setzte, hat mit Falk von Wangelin (Aus-stattung), Christian Collum, der eine be-unruhigende, manchmal enervierende Bühnenmusik mit „sphärischen“ Klän-gen schrieb, mit Manfred Haiduk, Ursula Püschel und Georg Lichtenstein (wissen-schaftliche und künstlerische Mitarbeit) wie mit bewährten Darstellern eine se-henswerte Aufführung einstudiert, die über die Stadt hinaus, das machte schon die Premiere deutlich, Interesse bean-spruchen kann.

Kafka habe, steht im Programmheft, ein Werk hervorgebracht, „für dessen Aufnahme geschichtliche Souveränität gebraucht wird“. Die Begegnung mit Kafka auf der Bühne erfordert Kennt-nisse. Man kann, man sollte sich infor-mieren bei Walter Benjamin und Brecht, bei Helmut Richter und Klaus Herms-dorf. Doch zum tieferen Stückverständnis trägt auch ein inhaltlich und graphisch vorzüglich aufbereitetes Programmheft (Püschel/Hülse) bei. J. Grohmann



Szenen aus Peter Weiß „Der Prozeß“ mit Siegfried Kellermann und Katrin Stephan. Foto: Christine Becker